



1925-08-30

Amerikaner in Paris

Ann Tizia Leitich

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250830&seite=29&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Amerikaner in Paris" (1925). *Essays*. 113.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/113

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Amerikaner in Paris.

Von **Ann Tizia Leitich**.

„*What is the number of your room?*“ Es ist unverfälscht, akzentlos, breitspurig nasal, wahrhaft „*American-born*“. Es rollt durch die Hotelhall und prallt gegen die Grazie Pariser Geschmacks, der kaum mehr in greifbaren Dingen, aber immer noch im Parfüm der Atmosphäre schwebt, in jenem *Je ne sais quoi*, das der Amerikaner vergeblich mit viel Geld zu erwerben sucht. Und es gehört ja schon ihm, dieses Hotel, dem Amerikaner, fast ganz und gar. Und er ist auch da wie zu Hause. In einem pariserischen Haus würde er nicht so ungedämpft, so auf die Brust schlagend selbstbewußt sprechen, nicht über die Köpfe der anderen durch die Hotelhall schreien. Denn vor Paris hat er Respekt, in Paris nimmt er den Hut ab, den er sonst trotzig auf dem Kopf behält.

Das Grand Hotel in Paris hat er sich zu eigen gemacht, da ist er auf seinem Grund und Boden. Denn hier ist seine klare Systemisierung, seine straffe Organisation, sind seine Badezimmer, ist der Palmengarten der amerikanischen Hotelpaläste; hier ist Coiffeur, Friseur, Geldwechsler, Maniküre; Zeitungsverkäufer und Buchladen; Blumengeschäft und Theaterkartenbureau auf ein paar Quadratmeter vereinigt. Hier eilt man – sei's auf Mercur's Flügeln, auf Amors Pfaden oder zu Circes Vergnügen – über die Teppiche mit jener Hast, die nicht rechts und links gustierend verweilt, die Zeit nur schätzt als ein Element, das überlistet werden muß, und nicht als Dimension, aus der man Genüsse zu pflücken sucht. Hier trägt man keine Spazierstöcke; hier stößt man die Türen auf mit der Heftigkeit von Schulranzen tragenden Jungen. Wie ein unaufhörlich plaudernder Mund steht diese Türreihe zur Straße nie still. Vor ihr kommt es fortlaufend pustend angefahren, sich leerend oder sich füllend. Vor ihr seitlich eine reinlich geordnete Garde von Kompatrioten, stehen die schwarzen kräftigen eisenbeschlagenen Koffer, mit denen die „Americans“ über den Globus abenteueren. Hier wird im Speisesaal mit einer Unpersönlichkeit, einer gleichmäßig gedrillten Promptheit serviert, die einen der Zeremonienmeister-Kellner von Paillard oder Henri erblassen ließen vor Schrecken. Die träge, die schlampige Beschaulichkeit des romanischen Hotels, nicht ganz verwischt in den übrigen großen Pariser Karawansereien, ist hier von fremden Geist in das Nichtsein gedrängt.

Und doch ist es Paris. Nicht Newyork, nicht Chicago, nicht Frisco. Noch fehlt einiges. Glücklicherweise noch glüht hie und da die alte Welt warm durch die glatte Politur einer neuen. Der Fahrstuhl ist eine kleine Gondel, in die man nur gelangt, wenn der bedienende Mameluk heraussteigt und ein barock-verschnörkeltes Gitter öffnet. Er tut dies keineswegs mit der erfrischend-kaltschnauzigen Geschäftsmäßigkeit eines *elevator boys* (Aufzugjungen); vielmehr umschmückt er die Alltäglichkeit des Vorganges mit der Grandezza, die Serenissimus beanspruchte, als es noch Serenissimi gab. Oben öffnen sich die Fenster mit weiten hohen Flügeltüren, so weit und hoch wie sie kein amerikanischer Architekt je auszudenken wagte, auf die Balkone, von wo der Blick hinunter in das zweireihig wogende Grün vollwipfeliger Platanen fällt, über denen auf der gegenüberliegenden Seite grün und bräunlich blaße Fensterläden halbgeschlossen träumen. Die Blätter aber wissen nichts von Ruhe; wie kleine, kokette Damen fächeln sie sich im Morgenwind, lassen sie sich durchbeben von Rhythmus des flirrenden, tutenden, im Zickzack rasenden Lebens, das durch sie hindurch herauf an die Fenster schlägt. Unter ihnen rauscht es, girrt es, fließt es, ein vielfarbiger, ein vielsprachiger, ein vielfach beseelter Strom: Les Grand Boulevards. Eine glorios breite Straßenzeile, auf der die Patina des Althergebrachten, die Ziselierungen des verfeinerten Geistes sich mit der brutalen und lauten Kraft eines sich neu gebärenden

Jahrhunderts mischt; vollgepfropft mit Bewegung und Lärm – und doch, wie verschieden von Broadways machtrunkenem Can-Can, von State Streets (Chicago) „metall-welligem“ Saufen!

In der Mitte der Straße stehen in langer Reihe wartend die Taxis, und der Amerikaner lernt die Führer als freche Kerle kennen, denen kein Mittel schlecht genug ist, um ein gutes Trinkgeld herauszulocken. Ein paar Schritte davon der „Place de l'Opera“ – wie wird ihm dort zumute, ihm, den Experten im Manövrieren auf dem Felde der Verkehrsprobleme? Erst ist er – soweit ein Amerikaner dies überhaupt sein kann – fassungslos über diese Disziplinlo[sig]keit, die er, wie weit entfernt davon, sie entzückend zu finden, einfach als „Bedlan“ [Bedlam] bezeichnen würde, falls dies nicht Paris wäre. Aber im nächsten Moment tut er wie die übrigen, drückt sich in die schmalen gewundenen Rinnsale zwischen den strömenden Vehikeln, laviert geschickt um sein Leben und vergißt, daß man in Newyork ihn einen Narren oder Selbstmörder nennen würde. In der nächsten Stunde ist es ihm schon selbstverständlich, daß jeder fährt wie er will, wo er will, wie schnell er will, daß es durcheinander flitzt, aneinander vorüber drängelt in fröhlichem Anarchismus, sich verwirrend, sich wieder entwirrend, während in Newyork, in dem doch, viel, viel mehr Wagen rollen, eine in Stein gehauene Gesetzmäßigkeit herrscht und die Reihen der kreuzenden Wagen widerspruchlos gebändigt, messerscharf zerteilt werden von der weißen Hand des irischen Polizisten.

Ja, wie findet er sich überhaupt zurecht in einer Stadt, in der man am hellichten Tage und mitten in der Banalität des Menschengetriebes die süße Muße findet, den Arm um die Geliebte zu legen, ja selbst ihrem Mund sich zu nähern? Wo man eng gedrängt an lächerlich kleinen Tischchen vor den Cafés sitzt mit dem Gesicht gegen den Straßenstrom, vor sich ein Apéritif, ein Eis, irgendein Nichts, das nicht seiner selbst wegen da ist, nur als Mittel zum Zweck, also Vorwand des Dasitzens. Wo der Mann es sich gefallen lassen muß, daß der Frau an seiner Seite rückhaltlos in das Gesicht gesehen wird – mit einer Anerkennung, in der der Zynismus einer Seele die allen Liebesgeheimnissen auf den Grund geht, mit der Eleganz einer alten Rasse die Schwebel hält. Wäre er gewohnt, einen Degen zu tragen, dieser junge verheiratete Ehemann, er würde nach dem Knauf greifen. So lernt er es hinzunehmen – es ist eben Paris. Und die Frau, die schöne junge Amerikanerin, die zum erstenmal hier ist, errötet zwar, aber es gefällt ihr.

Von sechzehn Kinos haben elf amerikanische Filme im Programm; so erobert Amerika sich die Vorstadt. Das Paris der Fremden aber tut sein Möglichstes, um seinen besten, seinen zahlungskräftigsten „patrons“, den Americans, genehm zu sein. Es vergißt seine Sprache und lernt Englisch. Es hängt Schilder amerikanischer Firmen über die freundlich eleganten Fronten seiner Häuser der Avenue de l'Opera, auf Rue de Rivoli, auf Rue de la Paix. Delmonicos vertrauter Name winkt dem Newyorker, der in diesem Winter des richtigen Delmonico altvornehme Mobilien, die drei Generationen von Patrizier-Amerikanern bei Wein und Tanz erlebt, unter dem Hammer gesehen hat, und bei Lauvin und Worth, bei Sloim und Paquin, wo die Amerikanerinnen die spröden Dollars ihrer Männer und Geliebten in schmeichelnde Toiletten umwandeln, sagt die Verkaufsdame mit der Pagenfrisur: „Oh, c'est très flatteur“, und gleich übersetzt sie's: „It looks stunning on you“ (Sie schauen glänzend damit aus) – sagt es mit dem leichten, müden, graziösen Lächeln, das die Pariserin hat, die tagsüber im Glanz des kosmopolitischen Paris dem Reichtum dient und abends in ihr Faubourg läuft, um mit dem Geliebten bescheidene Freuden zu genießen.

Die Amerikaner fahren abends auf den Montmartre, dessen Licht einst, vor Broadways jungem triumphierendem Glanz, um die lockendsten Stätten des Vergnügens, am hellsten flutete. Teufelsrot ist

das Innere der alten Mühle eingekleidet – Moulin Rouge. Hier sitzen die Bürger des Landes der *Clean Book League* (Anständig Bücher-Liga), der Prohibition und des Affenprozesses und lassen sich eine kleine Gänsehaut wachsen. Versuchen beim Anhören von Dingen zu schmunzeln, die trotz ihrer Nuditäten dank gallischem Witz und Pariser Cachet sich nie in das Zotentum verlieren. Hören sie zu! Erfassen sie dies alles? Kaum. Der Amerikaner versteht heute das Raffinement des Luxus vielleicht wie kein anderer, aber noch ist ihm, dem Jüngling unter den Nationen, das Raffinement des Geistes und der Leidenschaft eine *Terra incognita*. Deshalb lockt ihn Paris, das dieses Raffinement bis in das letzte Nervenzittern ausgeklügelt hat, wie das Licht den Falter. Aber er fällt nicht hinein, er fliegt zu sicher. Und deshalb auch kann er Lutetias innerstes Wesen nicht verstehen, seine Blume, sein Parfüm, seinen *Haut-gout*. Für ihn ist es Museum, Galerie, Paquin und Cartier, Café Pigalle und Montmartre; *Libertinage*. Er ist eine kurze Zeit „Los von Amerika“, von dem er ja wirklich nie los wollte, noch könnte. Broadways schöne Show-Girls müssen, wenn auch nur mit guldengroßen Stücken, die Knospen ihrer Brüste verhüllen; ihre französischen Schwestern verzichten lächelnd auf das Guldenstück. Dies Lächeln mag sie etwas kosten, denn sie haben gefährliche Konkurrentinnen in den achtzehn Hoffmann-Girls, einer amerikanischen Tanzgruppe in Moulin Rouge. Da wachen die Amerikaner auf, ihre Augen beginnen zu leuchten: „*They are the whole show*“ (die füllen ja den ganzen Abend). Die Hoffmann-Girls sind frisch, fröhlich, herrlich gebaut, mit süßen, offenen Gesichtern, und was sie treiben, ist schwelgerisch kühnes Jonglieren mit der Geschmeidigkeit des Körpers, ein Mittelding zwischen Gymnastik und Trapezkunst. In Paris bezeichnet man anglizierend mit Music Hall, was sich drüben Vaudeville nennt. In der Pause erfüllt eine Damenjazzband den roten Raum mit synkopiertem Lärm und im Gedränge der Promeneurs ist es dem einsamen Herrn schwer, einsam zu bleiben, die Jüngerin der Venus wird kühner und überredbarer in Anbetracht des Ortes und der vorgeschrittenen Stunde.

Nachher fährt man hinaus in das Bois in eines der zahlreichen kokett im Weiß, Blumen und Lichter gekleideten, unter Bäumen winkenden Restaurants, wenn man nicht eben viel, und in das schloßartige, in das seenhafte Chateau Madrid, wenn man sehr viel auszugeben hat. Auch hier und hier vor allem, ist Amerika. Ist natürlich „Dancing“ mit dem Akzent auf der zweiten Silbe, *dancing in the open*, Dancing im Freien, und während eine Gruppe von Schwarzbefrackten geheimnisvoll und wichtig bei flackernden Windlichtern mit traditionellen Riten auf der Spiritusflamme alltägliche Speisen bereiten, die nicht alltäglich schmecken, und beim Diner assistieren und zelebrieren mit der Feierlichkeit von Priestern des Gottes Brillat Savarins, spielt die Band „Margueta“ oder „*What I'll do*“, mit denen Newyork den Erdball erobert. Zwischen das Hacken des Jazz schiebt sich dem wohl die Sentim[ent]alität von „Ta Bouche“, und der Geiger, der mit seinen schönen, dunkelblauen Augen über die Tische schmachtet, um Funken zu werfen in die Kühle der Angelsächsinnen, läßt alle Sinnlichkeit, alle Aufgelöstheit aus seinem Instrument strömen, wenn er spielt: *Je fais tout ca machinalement*. . . .

Trotz der Sommerlust ist es kühl, aber die Damen lassen alle tiefentblös[s]ten Schultern aus glitzernden Abendkleidern blühen. Wenn sie aus den Autos steigen, die rückwärts lautlos vor die geschmückte Rampe gleiten, hängt ihnen die königliche Last eines edlen Pelzes um die nackten Gelenken, in den kleinen, jetzt so freimütig bloßgelegten Weiblichkeit hier zurückblieb, ist fast durchwegs Kokotte, die Gesellschaft ist jetzt in Trouville, Deauville, Biarritz, auf ihren Schlössern. Die Amerikanerinnen sind jung, frisch, schön und fast noch ein wenig rückhaltloser geschminkt. Ein paar sind ganz neu, sie kamen in Hüten und Straßenkleidern, sie stören das Bild, auch wenn sie so nicht tanzen dürfen. Stören die Festlichkeit des Bacchanals durch die Prosa des Selbstverständlichen. Es sind jene, die noch nicht gelernt haben, „*Paree*“ zu sagen, statt „*Peris*“.

Ringsum Weinduft, lockende Nacken, Juwelen, kaessierende Musik, zu der man sich im Tanz umfängt. Im dunklen Kranz stehen die alten Kastanien des Bois, schweigend, still, wissend, wie aus der ehernen Zeit geschnitten; nur dort, wo das Orchester spielt, durchbrochen von Lichtfanalen [sic], die das Grün geisterhaft aufleuchten lassen.

Und oben, irgendwo weit, sind die Sterne.

Amerikaner in Paris.

Von Ann Tizia Veltich.

„What is the number of your room?“ Es ist unverfälscht, akzentlos, breitspurig nasal, wahrhaft „American-born“. Es rollt durch die Hotelhall und prallt gegen die Grazie Pariser Geschmacks, der kaum mehr in greifbaren Dingen, aber immer noch im Parfüm der Atmosphäre schwebt, in jenem Je ne sais quoi, das der Amerikaner vergeblich mit viel Geld zu erwerben sucht. Und es gehört ja schon ihm, dieses Hotel, dem Amerikaner, fast ganz und gar. Und er ist auch da wie zu Hause. In einem pariserischen Haus würde er nicht so ungedämpft, so auf die Brust schlagend selbstbewußt sprechen, nicht über die Köpfe der anderen durch die Hotelhall schreien. Denn vor Paris hat er Respekt, in Paris nimmt er den Hut ab, den er sonst trotzig auf dem Kopf behält.

Das Grand Hotel in Paris hat er für seinen Aufenthalt

Das Grand Hotel in Paris hat er sich zu eigen gemacht, da ist er auf seinem Grund und Boden. Denn hier ist seine klare Systemisirung, seine straffe Organisation, sind seine Badezimmer, ist der Palmengarten der amerikanischen Hotelpaläste; hier ist Coiffeur, Friseur, Geldwechsler, Maniküre; Zeitungsverkäufer und Buchladen; Blumengeschäft und Theaterkartenbureau auf ein paar Quadratmeter vereinigt. Hier eilt man — sei's auf Mercur's Flügel, auf Amors Pfaden oder zu Circes Vergnügen — über die Teppiche mit jener Gast, die nicht rechts und links gustierend verweilt, die Zeit nur schätzt als ein Element, das überlistet werden muß, und nicht als Dimension, aus der man Genüsse zu pflücken sucht. Hier trägt man keine Spazierstöcke; hier stößt man die Türen auf mit der Festigkeit von Schultzangen tragenden Jungen. Wie ein unaufhörlich plaudernder Mund steht diese Türreihe zur Straße nie still. Vor ihr kommt es fortlaufend pustend angefahren, sich leerend oder sich füllend. Vor ihr seitlich eine reinlich geordnete Garde von Kompatrioten, stehen die schwarzen kräftigen eisenbeschlagenen Koffer, mit denen die „Americans“ über den Globus abentouern. Hier wird im Speisesaal mit einer Unpersönlichkeit, einer gleichmäßig gedrillten Promptheit serviert, die einen der Zeremonienmeister-Kellner von Baillard oder Henri erblassen ließen vor Schrecken. Die träge, die schlampige Beschaulichkeit des romanischen Hotels, nicht ganz verwischt in den übrigen großen Pariser Karawanenereien, ist hier von fremden Geist in das Nichtsein gedrängt.

Und doch ist es Paris. Nicht Newyork, nicht Chicago, nicht Frisco. Noch fehlt einiges. Glücklicherweise noch glüht hie und da die alte Welt warm durch die glatte Politur einer neuen. Der Fahrstuhl ist eine kleine Gondel, in die man nur gelangt, wenn der bedienende Mameluk heraufsteigt und ein barock-verschnörkeltes Gitter öffnet. Er tut dies keineswegs mit der erfrischend-kaltschnauzigen Geschäftsmäßigkeit eines elevator boys (Aufzugjungen); vielmehr umschmückt er die Alltäglichkeit des Vorganges mit der Grandezza, die Serenissimus beanspruchte, als es noch Serenissimi gab. Oben öffnen sich die Fenster mit weiten hohen Flügeltüren, so weit und hoch wie sie kein amerikanischer Architekt je auszudenken wagte, auf die Balkone, von wo der Blick hinunter in das zweireihig wogende Grün vollwipfeligter Platanen fällt, über denen auf der gegenüber-

liegenden Setze grün und bräunlich blaße Fensterläden halbgeschlossen träumen. Die Blätter aber wissen nichts von Ruhe; wie kleine, kokette Damen sächeln sie sich im Morgenwind, lassen sie sich durchbeben von Rhythmus des flirrenden, tutenden, im Zickzack rasenden Lebens, das durch sie hindurch herauf an die Fenster schlägt. Unter ihnen rauscht es, girt es, fließt es, ein vielarbiger, ein viel-sprachiger, ein vielfach bejeelter Strom: Les Grand Boulevards. Eine glorios breite Straßenzeile, auf der die Patina des Allhergebrachten, die Ziselierungen des verfeinerten Geistes sich mit der brutalen und lauten Kraft eines sich neu gebärenden Jahrhunderts mischt; vollgepfropft mit Bewegung und Lärm — und doch, wie verschieden von Broadway's machtrunkenem Can-Can, von State Streets (Chicago) „metall-welligem“ Sausen!

In der Mitte der Straße stehen in langer Reihe wartend die Paris, und der Amerikaner lernt die Führer als freche Kerle kennen, denen kein Mittel schlecht genug ist, um ein gutes Trinkgeld herauszulocken. Ein paar Schritte davon der „Place de l'Opera“ — wie wird ihm dort zumute, ihm, den Experten im Manövrieren auf dem Felde der Verkehrsprobleme? Erst ist er — soweit ein Amerikaner dies überhaupt sein kann — fassungslos über diese Disziplinlosigkeit, die er, wie weit entfernt davon, sie entzückend zu finden, einfach als „Bedlan“ bezeichnen würde, falls dies nicht Paris wäre. Aber im nächsten Moment tut er wie die übrigen, drückt sich in die schmalen gewundenen Rinniale zwischen den strömenden Behikeln, laviert geschickt um sein Leben und vergißt, daß man in Newyork ihn einen Narren oder Selbstmörder nennen würde. In der nächsten Stunde ist es ihm schon selbstverständlich, daß jeder fährt wie er will, wo er will, wie schnell er will, daß es durcheinander fließt, aneinander vorüber drängelt in fröhlichem Anarchismus, sich verwirrend, sich wieder entwirrend, während in Newyork, in dem doch, viel, viel mehr Wagen rollen, eine in Stein gehauene Gesetzmäßigkeit herrscht und die Reihen der kreuzenden Wagen widerspruchlos gebändigt, messerscharf zerteilt werden von der weißen Hand des irischen Polizisten.

Ja, wie findet er sich überhaupt zurecht in einer Stadt, in der man am helllichten Tage und mitten in der Banalität des Menschengetriebes die süße Muße findet, den Arm um die Geliebte zu legen, ja selbst ihrem Mund sich zu nähern? Wo man eng gedrängt an lächerlich kleinen Tischchen vor den Cafés sitzt mit dem Gesicht gegen den Straßenstrom, vor sich ein Apéritif, ein Eis, irgendein Nichts, das nicht seiner selbst wegen da ist, nur als Mittel zum Zweck, als Vorwand des Daseins. Wo der Mann es sich gefallen lassen muß, daß der Frau an seiner Seite rückhaltlos in das Gesicht gesehen wird — mit einer Anerkennung, in der der Pynismus einer Seele, die allen Liebesgeheimnissen auf den Grund geht, mit der Eleganz einer alten Rasse die Schwebel hält. Wäre er gewohnt, einen Degen zu tragen, dieser junge verheiratete Ehemann, er würde nach dem Knäuel greifen. So lernt er es hinzunehmen — es ist eben Paris. Und die Frau, die schöne junge Amerikanerin, die zum erstenmal hier ist, erötet zwar, aber es gefällt ihr.

Von sechzehn Kinos haben elf amerikanische Filme im Programm; so erobert Amerika sich die Vorstadt. Das

Paris der Fremden aber tut sein Möglichstes, um seinen besten, seinen zahlungskräftigsten „patrons“, den Americans, genehm zu sein. Es vergißt seine Sprache und lernt Englisch. Es hängt Schilder amerikanischer Firmen über die freundlich eleganten Fronten seiner Häuser der Avenue de l'Opera, auf Rue de Rivoli, auf Rue de la Paix. Delmonicos vertrauter Name winkt dem Newyorker, der in diesem Winter des richtigen Delmonico altvornehme Mobilien, die drei Generationen von Patrizier-Amerikanern bei Wein und Tanz erlebt, unter dem Hammer gesehen hat, und bei Lauvin und Worth, bei Sloim und Baquin, wo die Amerikanerinnen die spröden Dollars ihrer Männer und Geliebten in schmeichelnde Toiletten umwandeln, sagt die Verkaufsdame mit der Pagenfrisur: „Oh, c'est très flatteur“, und gleich übersetzt sie's: „It looks stunning on you“ (Sie schauen glänzend damit aus) — sagt es mit dem leichten, müden, graziösen Lächeln, das die Pariserin hat, die tagsüber im Glanz des kosmopolitischen Paris dem Reichtum dient und abends in ihr Faubourg läuft, um mit dem Geliebten bescheidene Freuden zu genießen.

Die Amerikaner fahren abends auf den Montmartre, dessen Licht einstrahlt, vor Broadways jungem triumphierendem Glanz, um die lockendsten Stätten des Vergnügens, am hellsten flutete. Teufelsrot ist das Innere der alten Mühle eingekleidet — Moulin Rouge. Hier sitzen die Bürger des Landes der Clean Book League (Anständige Bücher-Liga), der Prohibition und des Affenprozesses und lassen sich eine kleine Gänsehaut wachsen. Versuchen beim Anhören von Dingen zu schmunzeln, die trotz ihrer Ruditäten dank gallischem Witz und Pariser Cachet sich nie in das Potentum verlieren. Hören sie zu! Erfassen sie dies alles? Raum. Der Amerikaner versteht heute das Raffinement des Luxus vielleicht wie kein anderer, aber noch ist ihm, dem Jüngling unter den Nationen, das Raffinement des Geistes und der Leidenschaft eine Terra incognita. Deshalb lockt ihn Paris, das dieses Raffinement bis in das letzte Nervenzittern ausgeklügelt hat, wie das Licht den Falter. Aber er fällt nicht hinein, er fliegt zu sicher. Und deshalb auch kann er Lutetias innerstes Wesen nicht verstehen, seine Blume, sein Parfüm, seinen Haut-gout. Für ihn ist es Museum, Galerie, Paquin und Cartier, Café Pigalle und Montmartre; Libertinage. Er ist eine kurze Zeit „Los von Amerika“, von dem er ja wirklich nie los wollte, noch könnte. Broadways schöne Show-Girls müssen, wenn auch nur mit gulden großen Stücken, die Knospen ihrer Brüste verhüllen; ihre französischen Schwestern verzichten lächelnd auf das Guldenstück. Dies Lächeln mag sie etwas kosten, denn sie haben gefährliche Konkurrentinnen in den achtzehn Hoffmann-Girls, einer amerikanischen Tanzgruppe in Moulin Rouge. Da wachen die Amerikaner auf, ihre Augen beginnen zu leuchten: „They are the whole show“ (die füllen ja den ganzen Abend). Die Hoffmann-Girls sind frisch, fröhlich, herrlich gebaut, mit süßen, offenen Gesichtern, und was sie treiben, ist schwelgerisch kühnes Jonglieren mit der Geschmeidigkeit des Körpers, ein Mittel-ding zwischen Gymnastik und Trapezkunst. In Paris bezeichnet man anglizierend mit Music Hall, was sich drüben Baubeville nennt. In der Pause erfüllt eine Damenjazzband den roten Raum mit synkopiertem Lärm und im Gedränge der Promeneurs ist es dem einsamen Herrn schwer, einsam

zu bleiben, denn die Jüngerin der Venus wird kühner und überredbarer in Anbetracht des Ortes und der vorgeschrittenen Stunde.

Nachher fährt man hinaus in das Bois in eines der zahlreichen köstlich in Weiß, Blumen und Lichter gekleideten, unter Bäumen winkenden Restaurants, wenn man nicht eben viel, und in das schloßartige, in das feenhafteste Chateau Madrid, wenn man sehr viel auszugeben hat. Auch hier, und hier vor allem, ist Amerika. Ist natürlich „Dancing“ mit dem Akzent auf der zweiten Silbe, dancing in the open, Dancing im Freien, und während eine Gruppe von Schwarzbefrachten geheimnisvoll und wichtig bei flackernden Windlichtern mit traditionellen Riten auf der Spiritusflamme alltägliche Speisen bereiten, die nicht alltäglich schmecken, und beim Diner assistieren und zelebrieren mit der Feierlichkeit von Priestern des Gottes Brillat Savarins, spielt die Band „Marqueta“ oder „What I'll do“, mit denen Newyork den Erdball erobert. Zwischen das Hacken des Jazz schiebt sich dem wohl die Sentimentalität von „Ta Bouche“, und der Geiger, der mit seinen schönen, dunkelblauen Augen über die Tische schmachtet, um Funtken zu werfen in die Kühle der Angellsächsinnen, läßt alle Sinnlichkeit, alle Aufgelöstheit aus seinem Instrument strömen, wenn er spielt: Je fais tout ca machinalement. . . .

Trotz der Sommerlust ist es kühl, aber die Damen lassen alle tiefentblösten Schultern aus glitzernden Abendkleidern blühen. Wenn sie aus den Autos steigen, die rückwärts lautlos vor die geschmückte Rampe gleiten, hängt ihnen die königliche Last eines edlen Pelzes um die nackten Schultern. Kostbarer Schmuck leuchtet auf lässigen schmalen Gelenken, in den kleinen, jetzt so freimütig bloßgelegten Ohren unter der glatten Pagenfrisur. Was an einheimischer Weiblichkeit hier zurückblieb, ist fast durchwegs Kokotte, die Gesellschaft ist jetzt in Trouville, Deauville, Biarritz, auf ihren Schlössern. Die Amerikanerinnen sind jung, frisch, schön und fast noch ein wenig rückhaltloser geschminkt. Ein paar sind ganz neu, sie kamen in Hüten und Straßenkleidern, sie stören das Bild, auch wenn sie so nicht tanzen dürfen. Stören die Festlichkeit des Bacchanals durch die Prosa des Selbstverständlichen. Es sind jene, die noch nicht gelernt haben, „Paree“ zu sagen, statt „Peris“.

Ringsum Weinduft, lodrende Macken, Juwelen, karezzierende Musik, zu der man sich im Tanz umfängt. Im dunklen Kranz stehen die alten Kastanien des Bois, schweigend, still, wissend, wie aus der ehernen Zeit geschnitten; nur dort, wo das Orchester spielt, durchbrochenheit von Lichtfanalen, die das Grün geisterhaft ausleuchten lassen. Und oben, irgendwo weit, sind die Sterne.